

ANNA
McPARTLIN

Für immer
Rabbit
Hayes

ROMAN



rowohlt
e-BOOK



Anna McPartlin

Für immer Rabbit Hayes

Roman

Aus dem Englischen von Sabine Längsfeld und Katharina
Naumann

Über dieses Buch

Ein lebensbejahendes Familiendrama von der Autorin des Bestsellers «Die letzten Tage von Rabbit Hayes»: Die 41-jährige Mia Hayes, genannt «Rabbit», stirbt an Krebs. Sie hinterlässt eine große Lücke im Leben ihrer Eltern, ihrer Geschwister, ihrer besten Freundin – und vor allem der 12-jährigen Tochter Juliet. Rabbits Mutter verliert ihren unerschütterlichen Glauben und fast auch die Liebe zu ihrem Mann. David, Rabbits Bruder, muss mit der auferlegten Vaterrolle zurechtkommen, denn Juliet lebt jetzt bei ihm. Grace, Rabbits Schwester, findet heraus, dass auch in ihr die Gefahr schlummert, zu erkranken – das lässt sie zu drastischen Maßnahmen greifen. Und Juliet könnte ihre Mutter mehr gebrauchen denn je: Sie hat sich zum ersten Mal in ihrem Leben verliebt. Rührend, witzig, schlagfertig und liebevoll – die Familie Hayes muss man einfach lieben.

Vita

Anna McPartlin wurde 1972 in Dublin geboren und verbrachte dort ihre frühe Kindheit. Wegen einer Krankheit in ihrer engsten Familie zog sie als Teenager nach Kerry, wo Onkel und Tante sie als Pflegekind aufnahmen. Nach der Schule studierte Anna ziemlich unwillig Marketing. Nebenbei stand sie auch als Comedienne auf der Bühne, doch ihre wahre Liebe galt dem Schreiben, das sie bald zum Beruf machte. Bei der künstlerischen Arbeit lernte sie ihren späteren Ehemann Donal kennen. Mit ihm lebt sie heute in Dublin. Bereits ihr Debüt «Weil du bei mir bist» war international ein Bestseller. Mit dem Roman «Die letzten Tage von Rabbit Hayes», in dem Anna McPartlin viel von ihrer eigenen Vergangenheit verarbeitet hat, rührte und begeisterte sie unzählige Leserinnen und Leser und landete einen Riesenerfolg.

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Juli 2019

Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«Who Loves Ya, Rabbit Hayes» Copyright © 2018 by Anna McPartlin

Redaktion Elisabeth Mahler

Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildungen belindaroberts/gettyimages; jvillustrations/shutterstock

ISBN 978-3-644-56811-2

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

www.rowohlt.de

Prolog

Draußen sangen die Vögel. Drinnen, in dem kleinen, überfüllten, leicht stickigen Hospizzimmer hielt Molly Hayes die Hand ihrer Tochter. Licht fiel durch das gegenüberliegende Fenster und schmerzte in ihren müden Augen. Trotz der überwältigenden Erschöpfung blieb sie wach und betrachtete mit weit geöffneten Augen ihr einst so wunderschönes Kind, das jetzt ein bis zur Unkenntlichkeit aufgedunsenes, jämmerliches Wesen war und um jeden Atemzug rang. Um sie herum verteilt lag und saß der Rest von Mollys Familie. Ihr Mann Jack saß ganz aufrecht auf einem Stuhl, das Kinn auf die Brust gelegt und mit gefalteten Händen. Hin und wieder ruckte sein Kopf hoch, wie bei einem völlig erschöpften Mann, der im Zug schläft. Seine langen, rollenden Schnarcher bildeten den Soundtrack für Rabbits Abgang. Mollys Sohn Davey saß gegen die Wand gelehnt am Boden, seine Schwester Grace nutzte seine Schulter als hartes Kissen. Ihr Atem ging im Gegensatz zu dem ihrer sterbenden Schwester langsam und regelmäßig.

Rabbits beste Freundin Marjorie lag auf dem Boden. Sie hatte die Jacke zusammengerollt und sie sich unter den Kopf gelegt, um nicht auf dem kalten Fliesenboden liegen zu müssen. Sie machte kaum ein Geräusch, eigentlich gar keins.

Äußerlich wirkte Molly ganz ruhig. Sie wusste, dass der Tod kurz bevorstand. Ihr war vollkommen klar, dass Rabbit jetzt

jede Sekunde gehen konnte und niemals zurückkommen würde. *Ich hab dich lieb, Rabbit. Ich hab dich so lieb. Hörst du, Rabbit? Deine Mammy hat dich lieb.*

Dann, wie aus dem Nichts, fand Rabbit noch einmal Kraft. Sie packte die Hand ihrer Mutter, und Molly hätte sich vor Schreck fast in die Hose gemacht.

Molly sprang auf. «So ein verdammter Scheißdreck», murmelte sie, legte sich die Hand aufs Herz und überlegte kurz, ob ihre Jüngste sie wohl mit sich nehmen wollte. Als sich ihr Herzschlag wieder halbwegs beruhigt hatte, stützte sie sich aufs Bett und beugte sich über ihre sterbende Tochter. «Rabbit?», flüsterte sie. «Bist du noch bei mir, Schätzchen?»

«Ich muss den Wagen kriegen, Ma», antwortete Rabbit. Molly spürte, wie ihr Herz in tausend Stücke barst. *Das war's.*

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, die Nase schwoll zu, in den Ohren brummte es, die Kehle brannte. «Gute Reise, Rabbit», sagte sie. Einen Moment später löste sich der Griff ihres Kindes, und sie war fort.

Molly saß ganz still da, sie weinte nicht oder schrie, sie weckte nicht einmal ihre Familie. Sie drückte nicht auf den Knopf, um die Krankenschwestern zu holen, ging nicht in den Flur, um es dem Ersten zu sagen, der vorbeikam. Stattdessen saß sie ganz still da. Draußen auf dem Fensterbrett zwitscherte ein Vogel. Drinnen, direkt unter diesem Fenster, summte die Heizung. Eine Spinne krabbelte über die Scheibe, um dann auf die Wand zu springen. Molly setzte sich ganz aufrecht hin, Kopf und Rückgrat genau in einer Linie, und streichelte den Kopf

ihrer Tochter. Im zarten Alter von vierzig Jahren war Rabbit Hayes gestorben. Mollys jüngstes und mutigstes Kind war tot. Ihre Beine bewegten sich nicht mehr, kein Muskel regte sich. Molly konzentrierte sich darauf, Rabbits Hand zu halten, wartete darauf, dass sie kalt und steif wurde.

Die Uhr an der Wand hatte 5:23 Uhr morgens gezeigt, als Rabbit davon gesprochen hatte, dass sie den Wagen kriegen müsse. Molly wiederholte *5:23 Uhr* immer und immer wieder in ihrem Kopf. Es war wichtig, sich an den Zeitpunkt des Todes und an das Datum zu erinnern. 28. April 2014. Oh, und das Wetter. Sie wusste, dass Rabbit das Wetter wichtig gewesen wäre. Es war warm und hell, aber trotzdem fiel ein beinahe unmerklicher diffuser Nieselregen.

Davey war der Erste, der erwachte. Er spürte sofort, dass Rabbit fort war. Er setzte sich langsam auf und sah seine erstarrte Mutter an.

Aber Molly war woanders. Er stupste Grace an, die aufschreckte.

«Ich bin wach, holt euch eure Brotdosen», rief sie, wischte sich dann abwesend den Sabber vom Kinn und blinzelte, um wieder scharf zu sehen ... Erst jetzt dämmerte es ihr: *Verdammt, ich bin gar nicht zu Hause. Das hier ist kein normaler Tag.* Und im selben Moment sah sie Rabbits Leiche, ganz klar und deutlich. *Oh nein.*

«Sie ist tot», sagte Davey, und Grace sprang auf und brach sofort in Tränen aus. «Oh nein, Rabbit!» Es war merkwürdig, weil sie es weder glauben noch akzeptieren konnte, obwohl

Rabbit seit langem vom Krebs zerfressen und über Tage gestorben war. Es schien ihr völlig unmöglich. Jetzt lag da ein Stein, wo ein Mensch gewesen war, nein, mehr als ein Mensch, ihre Schwester und Freundin. «Oh nein.» Sie weinte und kämpfte mit dem Rotz, der sich in ihrer Nase bildete.

Marjorie, Rabbits beste Freundin auf der ganzen Welt, setzte sich auf und lehnte sich mit schnurgeradem Rücken gegen die Wand. Heiße Tränen strömten ihr aus den aufgerissenen Augen.

Jack kam nur langsam wieder zu sich. Er hörte den Tod seiner Tochter, bevor er ihn sah. Er stand auf, strich sich die Kleider glatt und ging zu seiner Frau. Er legte ihr die Hand auf die Schulter. Sie war so still und ruhig – wahrscheinlich so still und ruhig, wie sie in den ganzen fünfzig Jahren noch niemals gewesen war, seit er sie kannte und liebte. Dann beugte er sich vor und nahm Rabbit in die Arme.

«Um Himmels willen, beweg sie nicht», quiekte Grace.

Er hielt Rabbit ganz fest und küsste sie aufs Ohr. «Keine Schmerzen mehr», sagte er, und seine Tränen flossen ungebremst. «Wenigstens für dich nicht, mein kleines Mädchen.» Er streckte die Hand nach Molly aus, und sie griff danach. «Ich kann dich nicht auch noch verlieren, Molly», sagte er, ohne Rabbit loszulassen. «Lass mich jetzt bloß nicht allein», warnte er, und Molly nickte. «Aber nur unter der Bedingung, dass du aufhörst, deinen verdammten Rotz an ihre Leiche zu schmieren, Jack», sagte sie, und er ließ Rabbit los. Molly strich die zerknautschte und zerzauste Rabbit wieder glatt.

«Du verlässt mich nicht auch noch, Molly, oder?», setzte er nach. Das hatte ihn die ganze Zeit beschäftigt, seit seine Frau vor zwei Tagen mit Herzproblemen ins Krankenhaus gemusst hatte, nachdem sie Rabbit im Hospiz besucht hatte. Der einzige Grund, dass sie nicht selbst in einem Krankenhausbett lag, war, dass sie an der Seite ihrer Tochter sein musste.

«Wie könnte ich? Du wärst doch ohne mich völlig aufgeschmissen», sagte sie, lächelte ihn an und zwinkerte ihm zu, damit er wusste, dass sie trotz eines toten Kindes und ihrer unzuverlässigen Pumpe auf keinen Fall irgendwo anders hingehen würde. Aber rückblickend war sie gedanklich und emotional schon fort.

TEIL EINS

Tag X

Davey

Eine Stunde nach dem Tod seiner Schwester verließ Davey völlig traumatisiert das Hospiz, stieg in sein Auto und fuhr zu ihr nach Hause, wo seine Freundin Mabel auf ihn wartete. Sie war die Tourmanagerin der amerikanischen Countrysängerin Casey und außerdem ihre Frau. Davey hatte Caseys Tournee neun Tage früher verlassen, als der Anruf gekommen war, dass Rabbit in ein Hospiz verlegt werden würde. Er hatte sofort gewusst, dass das das Ende war – anders als seine verrückten Eltern, die immer noch, bis zur letzten Sekunde, nach einem Heilmittel und/oder einem Wunder gesucht hatten.

Casey hatte ihn in seinem Entschluss unterstützt, die Tour abubrechen. Davey war mehr als nur ihr Schlagzeuger, er war ihr engster Freund, und das schon seit vielen Jahren. Casey kannte seine ganze Familie. Sie litt mit ihm, der Verlust von Rabbit war niederschmetternd. Aber sie befand sich nun mal auf Tournee. Sie hatte Verpflichtungen. Ganze Stadien voller Menschen wollten unterhalten werden. Sie konnte nicht an der

Seite ihres besten Freundes sein, also hatte sie ihm das Zweitbeste geschickt, was sie hatte: die Mutter ihrer Kinder. Bevor Mabel zu Davey nach Irland kam, hatte sie ihm einen Flug organisiert. Casey hatte ihm versichert, dass sie auch ohne ihn irgendwie zurechtkommen würde und dass sein Drum-Techniker sich blind mit seinem Schlagzeug auskannte.

«Gewöhn dich bloß nicht zu sehr an ihn», hatte er gesagt.

«Auf keinen Fall», hatte sie erwidert. Das war tröstlich, denn vor neun Tagen war sein Job als Caseys Drummer noch alles gewesen, was er hatte. Mabel hatte ihre Kinder in einem Tourbus zurückgelassen, damit sie während Caseys Abwesenheit bei Davey sein konnte.

Davey hatte gute Freunde, er besaß ein starkes Netzwerk in Nashville, was einer der Gründe war, weshalb er gegen seine Familie angekämpft und seine Schwester bekümmert hatte, ihm die Chance zu geben, deren zwölfjährige Tochter aufzuziehen. Es war weder sein Plan noch seine Absicht gewesen, sich als Vormund vorzuschlagen, aber im Laufe der acht langen Tage und Nächte, in denen er seiner Schwester beim Sterben zugesehen und den Diskussionen zugehört hatte, wer in der Lage wäre, für Juliet zu sorgen, hatte er plötzlich gedacht: Warum eigentlich nicht ich? Seine Eltern waren zu alt, und seine Schwester hatte bereits vier Jungs, mit denen sie in einem winzigen Haus lebte. Warum also nicht er, der Typ mit mehr Geld als Verstand, ohne Frau, ohne Kinder und mit einem riesigen Loch in seinem Leben, das es zu füllen galt?

Jedenfalls hatte Juliet ihn ausgewählt. Sie hatten schon immer eine ganz besonders enge Beziehung zueinander gehabt, obwohl sie so weit voneinander entfernt gelebt hatten. Sie wusste, dass er genügend Platz in seinem Haus und in seinem Herzen für sie hatte. Was sie allerdings nicht wusste, war, wie impulsiv, selbstüchtig, verkorkst und planlos er war. In ihren letzten Tagen hatte Rabbit zugestimmt, ihre Tochter an Davey zu übergeben. Der Rest der Familie hatte sich ziemlich darüber aufgeregt, aber sie war unerschütterlich gewesen. «Liebe sie einfach, Davey, mehr braucht der Mensch nicht.» Aber natürlich hatte der Krebs da schon auf ihr Gehirn übergegriffen. *Was hab ich mir nur dabei gedacht? Was hat sie sich dabei gedacht? Selbst mit Krebs im Gehirn war unsere Rabbit doch zu klug, um sich auf so was einzulassen. Oh Gott, die anderen haben total recht, ich bin ein Großmaul! Was hab ich bloß getan?*

Er ging durch die Tür, unrasiert, hungrig, aber ihm war schlecht, und er war zu traurig, um etwas herunterzubringen. Mabel reichte ihm eine Tasse schwarzen Kaffee. Der Geruch reichte schon, um ihm Kopfschmerzen zu bereiten. Er musste unbedingt duschen und die Kleider ausziehen, die nach Desinfektionsmittel und Tod rochen. Also stellte sie ihm die Dusche an und legte ihm Handtücher hin, dann führte sie ihn ins Badezimmer, weil er aus Versehen gegen eine Wand gelaufen war, als ob sein GPS nicht mehr richtig funktionierte. Sie sagte, dass alles wieder gut werden würde, und strich ihm übers Haar, als wäre er ein Kind und sie seine Mutter. Sie schob

ihn durch die Badezimmertür und ließ ihn vollständig angezogen vor einer donnernden Dusche stehen, die das Zimmer mit heißem Wasserdampf füllte. Eine Weile stand er nur da und sah zu, wie das Wasser auf die Fliesen prasselte, und noch länger stand er unter der Dusche, ertrank dabei, körperlich und emotional.

Als er völlig durchweicht und eher noch elender als erfrischt darunter hervortrat, hörte er, wie Mabel am Telefon mit Casey sprach. «Es ist schlimm», sagte sie. «Echt schlimm.»

Sie hatte recht. Genau das war es. Er schaute in den Spiegel. Man sah ihm den Schmerz an, er war in neun Tagen um zehn Jahre gealtert. Er war vierundvierzig und sah immer noch gut aus, wie man es von einem verwöhnten Musiker erwarten konnte, aber jetzt war er völlig erschöpft.

Er fürchtete sich davor, Juliet vom Tod ihrer Mutter erzählen zu müssen. Er wollte sie nicht aufwecken. Solange sie schlief, war ihre Mutter für sie noch am Leben. Also saß er schweigend neben Mabel und wartete darauf, dass das Kind aufwachte, dass er ihre Schritte im Stockwerk über ihnen hörte, das Trappeln, wenn sie eilig zum Badezimmer lief, das Schließen der Tür und das Öffnen, Juliets Füße auf der Treppe, das Knarren der letzten Stufe. Er spürte, wie Mabel ganz steif wurde. Von seinem Stuhl aus hatte er die Küchentür im Blick.

Juliet kam herein. Sie trug einen Pyjama mit roten Sternchen darauf; ihr langes braunes Haar war frisch gebürstet und fiel ihr über den Rücken. Sie sah exakt so aus wie ihre Mutter in dem Alter, abgesehen von der Hornbrille und dem abgeklebten

Auge, die Rabbit so viele Jahre lang hatte tragen müssen. Sie starrte ihren geduschten, aber völlig derangierten Onkel an, der neben seiner Tourneemanagerin saß, der hochgewachsenen, kakaobraunen, glatzköpfigen, imposanten Rock-and-Roll-Mabel. Beide standen ganz offensichtlich völlig neben sich und gaben sich alle Mühe, ihre Gefühle in den Griff zu bekommen.

«Oh», flüsterte sie.

«Es tut mir so leid, Bunny», sagte er. Er stand auf, aber sie wich automatisch einen Schritt zurück.

«Okay», sagte sie und verschränkte die Arme, fast, als wollte sie sich selbst umarmen. «Ist okay», sagte sie. Er kam auf sie zu, um sie in den Arm zu nehmen, aber sie wich immer weiter zurück. Sie wollte nicht berührt werden. Er verstand sofort.

«Ich bin da», sagte er und meinte es genau so, obwohl er gleichzeitig den Drang verspürte zu fliehen.

Sie setzte sich ganz still an den Tisch, weinte nicht. Sie fieselte an dem Ei herum, das Mabel für sie gekocht hatte, und bat nach ein paar Minuten, wieder gehen zu dürfen.

«Natürlich, Bunny», sagte er. «Natürlich.»

Sie schob ihren Stuhl zurück. «Nenn mich nicht Bunny», sagte sie. «Rabbit ist tot. Ich bin nicht mehr ihr Häschen.»

Mabel wandte sich ab und konzentrierte sich auf den Herd, wobei sie sich über den rasierten Kopf strich, was sie nur tat, wenn sie Angst hatte, unter Stress stand oder völlig überwältigt war. Davey bemerkte, dass Juliet Mabels Glatze anstarrte, wenn auch nur ein, zwei Sekunden lang. Anders als Rabbits war Mabels Kahlheit ihre freie Entscheidung. Sie war eine gesunde,

fitte Frau in der Blüte ihrer Jahre. Trotz ihrer Beklommenheit sah sie stark und wild aus und strotzte nur so vor Lebendigkeit. Davey fragte sich, ob das Kind wohl gerade an den grauen, weichen, schorfigen, wunden Schädel ihrer sterbenden Mutter dachte. Er legte sich die Hände auf die Schläfen. Eine Migräne kündigte sich an.

Juliet lief die Treppe hoch, sie nahm immer zwei Stufen auf einmal, ging direkt ins Zimmer ihrer Mutter, wickelte sich in deren Bettdecke ein und schlief mit Rabbits Kissen in den Armen bis zum späten Nachmittag. Und Davey? Er saß die ganze Zeit nur auf dem Stuhl in der Küche seiner toten Schwester und fragte sich, was zum Teufel er jetzt tun sollte.

Du wirst eine Menge Fehler machen, und das macht überhaupt nichts, solange sie sich geliebt fühlt. Mehr braucht man nicht, sagte Rabbit in seinem Kopf.

«Ich hab dich lieb», brüllte Davey die Treppe hinauf.

Ach, Rabbit, was zum Teufel haben wir nur getan?

Grace

Grace steckte den Schlüssel ins Schloss und öffnete die Tür. Ihr Mann Lenny und ihre fünf Jungs saßen allesamt auf der Treppe und warteten schon auf sie. Sie hatte aus dem Auto angerufen.

«Sie ist tot.» Mehr brachte sie nicht hervor.

Lenny kam auf sie zu und nahm sie in die Arme. «Es tut mir so leid, Gracie», sagte er.

«Danke», erwiderte sie.

«Tut mir leid, Ma», sagte ihr Ältester Stephen. Der Achtzehnjährige ging schon aufs College und würde dort vermutlich scheitern. Lenny trat zur Seite, damit Stephen seine Mutter umarmen konnte.

Als Nächster kam der sechzehnjährige Bernard. «Ich hab dich lieb, Ma», sagte er. Bernard war sportverrückt. Er lebte praktisch auf dem Spielfeld, liebte seine Mammy über alles und stand dazu. Wenn andere Kinder deswegen über ihn lachten, dann war ihm das egal. Bernard war, was seine Granny Molly einen Schatz nannte.

«Ich weiß, mein Sohn. Ich hab dich auch lieb», sagte sie.

Der vierzehnjährige Ryan, der hinter seinem Bruder stand, umarmte seine Mutter nicht, sondern musterte sie nur. «Du siehst scheiße aus, Ma», stellte er fest. Das war nicht grausam, sondern nur ehrlich. Ryan war Grades Problemkind, er neigte dazu, Grenzen zu übertreten. Er hatte seinen Mitschülern schon

Handys gestohlen, sie an einen chinesischen Handyshop verkauft, an der Börse gezockt – und sich dabei als finanzielles Genie erwiesen. Als er schließlich erwischt wurde, konnte er allen geprellten Kindern genug Geld zurückgeben, dass sie sich neue Handys kaufen konnten. Dann drehte er eine Entschuldigungsrunde durch die Schule, wobei er den Krebs seiner Tante Rabbit als Grund für sein Fehlverhalten anführte. *Der kleine Scheißer*. Er kam damit durch, aber Grace beobachtete ihn seitdem mit Argusaugen. «Ich könnte dir ein Bad einlassen?», bot er an, aber sie schüttelte nur den Kopf.

«Nein, danke, Sohn. Ich bin so müde, dass ich vermutlich dabei ertrinken würde.» Lenny verschwand in der Küche, und sie hörte, wie er den Kessel aufsetzte und anfang zu kochen.

«Hatte sie Angst, Ma?», fragte Bernard.

«Nein, mein Schatz.»

«Woher weißt du das?», fragte Ryan.

«Ich weiß es eben.»

Der neunjährige Jeffrey, Grades jüngster Sohn, saß auf den Stufen und trug einen viel zu engen Trainingsanzug. Grace setzte sich neben ihn.

«Alles okay mit dir?», fragte sie.

«Ich hätte auf Wiedersehen sagen sollen», sagte er.

«Du warst dort, und das ist genug.»

«Ich bin ein Baby», erwiderte er.

«Nein, bist du nicht.»

«Ryan sagt das auch.»

«Ryan, nenn deinen Bruder nicht Baby.»

«Fürs Protokoll: Ich habe ihn ein speckiges, heulendes Buddha-Baby genannt», sagte Ryan, und Grace war zu erschöpft, um ihn zurechtzuweisen.

«Hör nicht auf ihn, Jeff, du machst das alles prima.»

«Ich habe vier Pfund abgenommen, Ma», sagte Jeffrey.

«Ich bin auch sehr stolz auf dich.»

Als der Arzt Übergewicht bei ihrem jüngsten Sohn diagnostiziert und die Befürchtung geäußert hatte, er könne Diabetes entwickeln, war sie völlig schockiert gewesen. Wie hatte sie das zulassen können? Diabetes? Das Kind war noch nicht einmal zehn Jahre alt. Sie hatte sich selbst dafür gehasst. *Ich werde das rückgängig machen.* Jeffreys Leben hatte sich an diesem Tag von Grund auf geändert. Seitdem musste er regelmäßig Sport machen, durfte nur noch Wasser trinken und Gemüse essen – er hasste jede einzelne Sekunde seines neuen Lebens. Dennoch gab er sein Bestes, hauptsächlich deshalb, weil er aus irgendeinem Grund Angst hatte, seine Beine zu verlieren. Grace war eben keine sehr feinfühlige Person.

«Willst du so krank werden wie deine Tante Rabbit?», fragte sie, wenn er seinen Salat nicht essen wollte.

«Sie hat Krebs, Ma.»

«Diabetes ist noch viel schlimmer.»

«Was? Auf keinen Fall. Nichts ist schlimmer als Krebs.»

«Wir können ja noch mal darüber reden, wenn du auf zwei Beinstümpfen durch die Gegend humpelst.»

Also jammerte Jeffrey zwar über seine neue Diät, war aber auch sehr entschlossen. *Vier Pfund abgenommen, Rabbit.*

Grace war schon immer und immer noch eine wilde Schönheit, üppig und bildhübsch, aber sie hatte, seit sie denken konnte, die Neigung, schnell zuzunehmen, und musste auf ihr Gewicht achten. Rabbit dagegen war hochgewachsen und schlank gewesen. Sie konnte immer alles essen, ohne zuzunehmen. Grace hatte immer gesagt, Rabbit hätte eben das ganze Glück abbekommen, aber das war vor dem Krebs gewesen. Jetzt saß Grace auf der Treppe und umarmte ihren Jüngsten. Ryan versuchte, sich an ihnen vorbeizudrängen.

«Aus dem Weg, Fetti.»

Grace stand auf, um ihn durchzulassen. «Hör auf damit, Ryan, bitte.»

Sobald sie sich umdrehte, zeigte Ryan Jeffrey den Mittelfinger.

«Zeig deinem Bruder nicht den Stinkefinger», sagte Lenny, der in diesem Moment aus der Küche trat.

Grace half Jeff auf. «Hast du noch was auf dem Herzen, mein Kleiner?», fragte sie.

«Ja.»

«Was?»

«Ich bin am Verhungern.»

«Eier zum Frühstück», sagte Lenny.

«Ich muss mich hinlegen», sagte sie.

«Ja, geh du nur ins Bett, Liebling. Ich wecke dich in ein paar Stunden wieder», sagte Lenny und küsste sie auf die Wange. Sie schaute in seine freundlichen Augen und strich eine Strähne

aus seinem schönen Gesicht. Er flüsterte: «Ich liebe dich» und folgte seinem hungrigen Sohn.

«Eier sind eklig», rief Jeffrey aus der Küche.

«Eier sind proteinreich», entgegnete sie.

Sie bemerkte einen Stapel ungeöffneter Briefe, die sich im Laufe der letzten Woche angesammelt hatten. Sie stieg die Treppe hoch und sah sie dabei zerstreut durch: hauptsächlich Rechnungen, ein Katalog von einem Reiseunternehmen, mit dem sie vor zehn Jahren einmal in die Ferien gefahren waren, und noch alles Mögliche andere. Als sie die Tür zur ihrem Schlafzimmer öffnete, fiel ein kleiner weißer Umschlag zu Boden. Die Adresse war mit Hand daraufgekritzelt, und er trug keinen Firmenstempel. Sie öffnete den Umschlag in der Erwartung, irgendeine Einladung oder vielleicht eine Beileidskarte von einem Nachbarn zu finden, der gehört hatte, dass Rabbit im Sterben lag. *Tot. Jetzt ist sie tot.* Sie schloss die Tür ihres Schlafzimmers und merkte erst dann, dass die Karte vom St.-James-Krankenhaus war, wo sie vor ein paar Wochen hatte testen lassen, ob sie eine erbliche Vorbelastung für Brustkrebs hatte. Ihr Herz begann zu rasen, der Puls trommelte in ihrer Halsschlagader und an ihren Handgelenken. Ihre Hände waren schweißnass, die Knie weich, und sie sah plötzlich nur noch verschwommen, die Worte schienen vom Papier zu gleiten. Sie war positiv getestet worden, sie besaß das BRCA-2-Gen. Das Gen hatte eine lange Seriennummer. *Hat diese Nummer Rabbit getötet?* Im Brief stand außerdem, dass sie jetzt ins Hochrisiko-Register aufgenommen worden sei. Man

riet ihr, einen Beratungstermin zu vereinbaren. Ihre Knie gaben langsam nach, und sie ließ sich auf den Fußboden sinken, wo sie sich zu einem Ball zusammenrollte und sich die Augen ausweinte.

Grace hatte lange geschwankt, den Test zu machen, seit ihre Schwester vor vier Jahren die Diagnose bekommen hatte. Sie hatte mit ihrer Mutter darüber gesprochen. Aber natürlich hatte Molly nicht darüber reden wollen und es für eine furchtbare Idee gehalten: «Wenn man nach Problemen sucht, findet man auch welche.»

«Aber Rabbit hat Krebs, Ma.»

«Ich habe keinen Krebs und bin schon in den Siebzigern. Rabbit hatte einfach Pech.»

«Rabbit hat das Gen.»

«Weil sie verdammt noch mal Pech hatte.»

«Ja, aber woher kommt das Pech?», fragte Grace. «Glaubst du, dass der Krebs Nanna Mulveys Herzstillstand verursacht hat?»

«Mach dich nicht lächerlich, von Krebs bekommt man doch keinen Herzinfarkt.»

«Was, wenn sie Krebs hatte und es nur nicht wusste?»

«Krebs ist kaum zu übersehen, Liebes.»

«Woran ist denn ihre Schwester gestorben?», fragte Grace. Molly konnte sich nicht daran erinnern. Sie war vor Mollys Geburt gestorben, und Mollys Mutter sprach nicht gern über sie.

«Wie alt war sie, als sie starb?»

«Ich weiß nicht, zwanzig oder so», antwortete Molly.

«Mist. Vielleicht war es Krebs.»

«Ich glaube, es war Polio.»

«Ist das das mit der Eisernen Lunge?»

«Nein, das ist Tuberkulose, die hatte dein Großonkel Maurice, wobei es sein kann, dass Nanna auch ein bisschen TB hatte, das grassierte damals ziemlich.»

«Also haben Kinderlähmung und ein bisschen Tuberkulose sie getötet?»

«Wer weiß, mein Liebling. Wenn sie auch nur ein bisschen so war wie meine Mutter, dann war es vermutlich der Kummer, der sie schließlich umgebracht hat.»

«Gut», sagte Grace. «Also kein Krebs von deiner Seite?»

«Kein Krebs», bekräftigte Molly.

«Was ist mit Dads Mutter?»

Molly wandte sich ab und ging zum Ausguss, um dort geräuschvoll mit den Pfannen zu klappern und mit Wasser herumzuspritzen. Aber Grace ließ sich nicht abschrecken.

«Ma?», sagte sie, nahm sich ein Küchenhandtuch und machte sich bereit, eine saubere Pfanne in Empfang zu nehmen.

«Damals hat man das nicht so genannt. Man hat überhaupt nicht viel geredet, schon gar nicht über Krankheit und Tod, und dein Dad war damals noch ein Kind», sagte Molly.

«Krebs?», fragte Grace.

«Sein Vater wollte nichts sagen, daher konnten wir es nur vermuten.»

Grace wurde es ganz schwer ums Herz.

«Wie alt war sie?», fragte sie.

«Anfang dreißig, glaube ich», antwortete Molly.

«Also liegt der Krebs in der Familie.»

«Da können wir nicht sicher sein, außerdem bist du schon älter als die beiden, als sie die Diagnose erhalten haben.»

«Aber so funktioniert das nicht, Ma!», wandte Grace ein.

«Na, dein Dad hat doch auch keinen Krebs, oder?»

«Nein, Ma, hat er nicht, aber darum geht es auch nicht.»

«Du hast das Gen nicht, Grace, und jetzt will ich nichts mehr davon hören.» Damit war das Gespräch beendet gewesen.

Grace hatte diesen Gedanken ins hinterste Kämmerchen ihres Bewusstseins geschoben, wo er geblieben war und immer weiter an ihr genagt hatte, genau wie der Krebs an ihrer Schwester fraß. Aber als klar war, dass Rabbit nicht mehr geheilt werden würde, hatte Grace beschlossen, die Sache dennoch anzugehen. Sie hatte mit niemandem darüber gesprochen – es war besser, die Sache für sich zu behalten. Wenn das Ergebnis negativ wäre, gäbe es ohnehin keinen Grund mehr. Die Warteliste war lang gewesen, und es hatte über ein Jahr gedauert, bis sie den Beratungstermin bekommen hatte, und als sie endlich einen hatte, hatte sie ernsthaft überlegt, ob sie hingehen sollte. Aber nach sechs Wochen innerer Quälerei war Grace zu dem Schluss gekommen, dass sie keine andere Wahl hatte, als den Test machen zu lassen. Sie hatte all ihren Mut zusammengenommen und war durch jene Tür gegangen, während sie sich selbst zu beruhigen versucht hatte: *Vermutlich ist alles gut.*

Nur dass nicht alles gut war. Rabbit war tot, und sie trug das Gen in sich. Sie steckte in den Wechseljahren und hatte das Gen. Sie hatte vier Jungs, der Jüngste war erst knapp zehn, und sie hatte das Gen. Sie hatte nichts von all den Dingen getan, die sie hatte tun wollen, zum Beispiel ein Flugzeug zu fliegen oder auf einen Berg zu klettern oder sich einen Job zu suchen, der sie mit Leidenschaft erfüllte, und dann hatte sie noch dieses beschissene, verdammte Kack-Gen. Zwei geschlagene Stunden lang lag sie auf dem Fußboden des Schlafzimmers, völlig verstört. Als sie hörte, wie Lenny die Stufen hinaufkam, rappelte sie sich auf und versteckte sich im Badezimmer. Sie ließ das Wasser laufen und wusch sich das tränenverschmierte Gesicht.

Lenny steckte den Kopf durch die Tür.

«Hast du etwas geschlafen, Schatz?», fragte er.

«Ja», log sie. Er drehte sie an der Schulter zu sich herum, um sie anzusehen. Dann legte er ihr die Hand auf die Stirn.

«Ryan hat recht, du siehst scheiße aus.»

Ich habe das Gen.

«Hoffentlich brütest du nichts aus.»

Ich habe das Gen.

«Meine Schwester ist gerade gestorben.»

Ich habe das Gen.

«Ich weiß, Schatz», sagte er, nahm sie in die Arme und drückte sie an sich.

Ich habe das Gen.

«Soll ich dir was zu essen machen?»

Juliet

«Babys sind was Tolles, oder, Gran?», sagte Juliet zu ihrer Großmutter, die Johnny im Arm hielt und ihn verliebt ansah.

«Absolut», antwortete die und stupste mit dem Finger seine winzige Nase an. «Ich kann deine Ma in ihm erkennen.»

«Ich auch!», sagte Marjorie.

«Es ist das Kinn», sagte Molly.

«Ja. Und dieser Blick», sagte Marjorie.

Molly grinste. «Mit dem Blick konnte sie Eier schrumpfen.»

«Ma!», sagte Davey, und alle lachten.

Grace, Lenny und die Jungs blieben nur ganz kurz, um hallo zu sagen und das Baby in Augenschein zu nehmen. Die Schwester beharrte drauf, dass immer nur höchstens zwei Besucher zugleich im Zimmer waren. Irgendwann zwischendrin waren sie zu elft.

«Er ist ein echtes Wunder», sagte Grace und sabberte schluchzend das wunderschöne Baby voll. Ehe sie gingen, nahm Ryan Juliet beiseite.

«Hast du Lust, Samstagnachmittag mit mir und der Nerd-Crew abzuhängen?»

«Nur Jungs?»

«Nein, Mädchen sind auch dabei, eine Chinesin, aber sie hat einen fetten Dubliner Akzent.»

«Okay.»

«Ich schreib dir.»

«Ryan?»

«Was?»

«Danke.»

«Wofür denn?»

«Dafür, dass du mein Freund bist.»

«Ach, Klappe!», sagte er und verschwand hinter seiner Familie zur Tür raus.

Alles wird gut, Ma. Endlich, endlich wird alles wieder gut.

Epilog

An Rabbits zweitem Todestag versammelte sich unter einem weiten blauen Himmel die ganze Familie, dazu die Jungs beider Bands, Vera Shaw und Karen Faye um den neuen Grabstein von Johnny Faye und Rabbit Hayes. Der Totengräber hatte ein kleines Loch in Johnnys Grab geschaufelt und es mit einem Stückchen Kunstrasen abgedeckt. Jack entfernte es und ließ die Urne mit Rabbits vollständiger Asche in die Erde hinab. Die Familie war am Vorabend zusammengekommen, um den Inhalt sämtlicher Herzdosen in die Urne zu leeren.

Pater Frank begleitete die Versammelten, sie sprachen ein Gebet für Johnny, den Gläubigen, und für Rabbit, die Atheistin, spielten sie über Daveys Telefon ein Lied. Juliet hatte den Song ausgesucht, den Johnny für ihre Mutter geschrieben hatte, und seine Stimme erhob sich klar und deutlich über dem neuen Grabstein und kündete von ihrer unsterblichen Liebe. Den Grabstein zierte das Schwarz-Weiß-Foto von Johnny am Bühnenrand und Rabbit am Mischpult. Es war ein wunderschönes Foto, die Essenz ihrer Liebesgeschichte. Unter dem Bild stand ein Zitat:

«Lieber Gott, wenn Leid mein Ende ist, so öffne mir die Tür und lass mich aufsteigen zu dir, und wenn ihre Zeit gekommen ist, zu dir zu gehen, mein Gott, erlaube mir, sie bei der Hand zu nehmen.»

Darunter stand: «Von Johnny Faye für die Liebe seines Lebens, Rabbit Hayes». Es folgten ihre Geburts- und Sterbedaten. Juliet war zufrieden – Rabbit war endlich da, wo sie hingehörte.

Als die Zeremonie zu Ende war und sie sich zum Gehen wandten, um im Pub zu feiern, flüsterte Marjorie: «Wer hat dich lieb, Rabbit Hayes?»

Molly drückte ihre Schulter. «Wir alle haben dich lieb.»

ENDE